

# **Kenn Coulogh**



## **Die Prophezeiung des Druiden**

**Das virtuelle Buch - DvB**

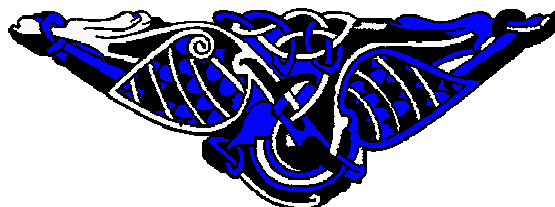


# **Kenn Coulogh**

## **Die Prophezeiung des Druiden**

- Roman -

**Das virtuelle Buch  
DvB**



**Copyright**

## Vorwort

Kelten!

Woher sie einst wirklich kamen, weiß niemand. Ein großes Volk, das kein einheitliches Staatsgebilde kannte. Ihre Stammesverbände, die sich voneinander erheblich unterschieden, bevölkerten Mittel-, Südost- und Südeuropa. Aber sie wiesen auch gemeinsame Merkmale auf, Sprache und Kultur verband sie.

Viele Stämme wurden geschichtlich gar nicht erfaßt. Wie das kleine Volk der Luconen. Sie lebten vor unserer Zeitrechnung irgendwo in Mitteleuropa. Luc war ihr höchster Gott. Und nach ihm benannten sie sich

...

# 1

Blitze zuckten grell am finsternen Himmel. Donnerschlag folgte auf Donnerschlag, es knallte und krachte. Heftiger Regen prasselte auf die urwüchsige Landschaft nieder. Es war beinahe so, als sollten die unendlichen Wälder und weit ausgedehnten Grasflächen des Landes ertränkt werden.

Das Wild hatte in Höhlen und dichtem Unterholz Schutz gesucht. Vögel saßen ängstlich in Sträuchern und schreckten unter dem tosenden Donner zusammen.

Schutz vor dem Unwetter hatte auch Acco Bhannatach gesucht. Er stand unter einer Zitterpappel, die noch junge Blätter trug. Im Nu war der Regen durch das Blattwerk gedrunken und durchnäßte ihn bis auf die Haut. Acco zählte an die zwanzig Jahre und war ein stolzer Krieger vom Stamme der Luconen. Sein nasses, blondes Haar hing ihm strähnig herunter. Er blickte zum Horizont und sah dort einen schmalen hellen Streifen am Firmament. Erleichtert atmete er auf, denn lange würde das Gewitter nicht mehr andauern.

Acco Bhannatach hatte am Nachmittag das Dorf seines Stammes verlassen, um auf den Weiden das Vieh zusammenzutreiben. Es war der Vortag des Belenocfestes, und da wurde das Vieh für ein wichtiges religiöses Ritual gebraucht. Kaum hatte er mit dem Zusammentreiben des Viehs - Rinder, Schafe und Pferde - begonnen, da wurde er vom Gewitter überrascht. Die einzige Zuflucht in seiner unmittelbaren Nähe war die Zitterpappel gewesen.

Doch so schnell, wie das Unwetter hereingebrochen war, löste es sich auch wieder auf. Zusehends wurde der helle Streifen am Horizont breiter und breiter. Und schließlich klarte es auch über der Zitterpappel des jungen keltischen Kriegers auf.

Acco schüttelte sich kurz, da die Nässe ihm ein wenig Unbehagen bereitete, und setzte, als die Sonne strahlend am Himmel erschien, seinen hochgewachsenen, muskulösen Körper in Bewegung. Er stapfte über das Weideland, um von neuem mit seiner Arbeit zu beginnen.

Der heftige Gewitterschauer hatte den Boden unter dem Gras aufgeweicht. So sackte der junge Lucone mit den Füßen, die in ledernen Stiefeln steckten, fast bis zu den Knöcheln ein. Seine weitere Bekleidung bestand aus einer Brake - eine lange, weite Hose - sowie einer gegürteten

Tunika. In beiden Kleidungsstücken war ein buntes Karomuster eingewoben.

Das Vieh, welches Acco Bhannatach zusammengetrieben hatte, war beim Losbrechen des Gewitters auseinandergesprengt. Da außer der Zitterpappel auf den Weiden nur wenige Sträucher ihr Dasein fristeten, war das Vieh mühelos auszumachen. Er blieb kurz stehen und warf einen Blick in die Runde, um festzustellen, wo er diesmal mit dem Zusammentreiben am besten beginnen konnte. Das Dorf war hinter dem leicht hügeligen Weideland fast verschwunden. Und vor ihm begann in nicht allzuweiter Entfernung die bergige Waldlandschaft, die zum erheblichen Teil die Weiden und Äcker säumte. Dort wo die Weiden am beginnenden Wald endeten, schritt der junge Krieger nun hin. Denn an diesem Weiderand hielt sich das meiste Vieh auf.

Insgesamt gehörten zum Dorf drei große Weiden. Diese lagen jedoch so nahe beieinander, daß sie ineinander übergingen. Die Weiden und das darauf befindliche Vieh waren im Besitz der Bhannatachs, Macmagachs und Duhrigans. Diese drei Familien waren eng miteinander befreundet und hatten deshalb auf eine deutliche Abgrenzung ihrer Weiden verzichtet. Auch gewährten sie dem jeweiligen Vieh freien Lauf, so daß die Rinder der Duhrigans und Macmagachs auf der Weide der Bhannatachs grasten und umgekehrt. Damit das Vieh auseinandergehalten werden konnte, hatte man es durch Einritzungen auf der Innenseite der Ohren gekennzeichnet. Jede der drei Familien hatte ihr besonderes Zeichen.

Acco Bhannatach erreichte den Weiderand. Er brach von einem Strauch Zweige ab und bündelte sie zu einer Rute. Dann begann er das Vieh zusammenzutreiben. Die Rute benutzte er, um die störrischen Tiere zur Räson zu bringen. Durch entsprechende Schläge auf den Hinterleib und drohendes Zurufen machte er sie sich gefügig.

Es war eine geraume Zeit vergangen, und Acco trieb bereits eine beträchtliche Anzahl Tiere vor sich her, da stieß er mit dem linken Fuß gegen einen Gegenstand, dem er augenblicklich seine Aufmerksamkeit schenkte - es war ein Dolch.

Er bückte sich und hob die im nassen Gras liegende Waffe auf, um sie näher zu betrachten.

Ein beunruhigendes Gefühl befiel ihn, denn der Griff des Dolches stellte eine menschliche Figur mit erhobenen Händen dar. Einen solchen Dolchgriff sah er zum ersten Mal.

Auf Accos Stirn bildeten sich Grübelfalten, sein Schnauzbart begann aufgeregt zu zucken. Diese Waffe gehörte keinem seiner Stammesangehörigen, soviel wußte er. Es mußte also ein Fremder hier gewesen sein. Und das erst vor kurzem, da der aus Eisen geschmiedete Dolch noch keinen Rost angesetzt hatte. Vor allem stellte sich aber die Frage: Wer war der Fremde, und was wollte er hier?

Stimmen rissen ihn aus seinen Gedanken.

Es waren drei sehr gute Bekannte, die er auf sich zukommen sah. Einer von ihnen war sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Cu, der in der äußeren Erscheinung sehr viel Ähnlichkeit mit ihm hatte. Nur fehlte bei ihm der Schnauzbart. Und in den beiden anderen erkannte er seine Freunde Brennain Macmagach und Duchlainar Duhrgan. Diese drei hatten sich erst nach Ende des Gewitters auf den Weg gemacht, um ihm beim Zusammentreiben des Viehs behilflich zu sein. Denn ihr Haar und ihre Kleidung waren trocken, nur die Stiefel waren naß.

Mit aufgeregten Handbewegungen winkte Acco sie herbei.

„Seht euch an, was ich hier habe!“ sagte er, als die drei ihn erreichten und hielt ihnen den Dolch entgegen.

Brennain Macmagach nahm den Dolch in die Hand. Er betrachtete ihn aufmerksam. Ebenso Cu und Duchlainar, die sich hart zu ihm heranstellten. Alle drei trugen sie eine ähnliche Kleidung wie Acco. Allesamt hatten sie ihre Waffen heute daheim gelassen.

„Woher hast du den?“ wollte Cu von seinem Bruder wissen, ohne ihn dabei anzusehen.

„Gefunden. Gerade.“

„Und wo?“

„Genau hier, wo ich stehe.“

Brennain, etwa in Accos Alter, verzog nachdenklich das vollbärtige Gesicht. „Noch nie habe ich einen solchen Griff gesehen.“

„Ich auch nicht“, schloß Cu sich an. Obwohl jünger, war er genauso hochgewachsen und muskulös wie sein Bruder.

„Und du?“ Acco sah Duchlainar fragend an.

„Nein, ebenfalls nicht“, antwortete der Gefragte. Er war mit seinen dreiundzwanzig Jahren der älteste, hatte rotblondes, bis über die Ohren reichendes Haar und besaß einen kräftigen Körperbau.

Brennain gab Acco den Dolch zurück und meinte mit tiefer Stimme: „Seinem Zustand nach kann er noch nicht lange hier im Gras gelegen haben.“

Acco nickte zustimmend, wobei sich sein mit sehr männlichen Zügen versehenes Gesicht wieder nachdenklich formte.

„Ich sehe, daß dich die Frage quält, wer ihn hier verloren haben könnte“, erriet Cu die Gedanken seines Bruders.

Abermals nickte Acco mit dem Kopf. „Du sagst es.“

„Ob der Dolch einem Mediomatriker gehört?“ grübelte Brennain laut.

„Keinesfalls“, meinte Duchlainar und wischte sich kurz mit der Hand durch sein kantiges, glattrasiertes Gesicht, welches leichtgerötete Wangen trug.

„Und warum nicht?“ fragte Cu.

„Weil ich die Mediomatriker recht gut kenne und bei ihnen schon einige Male zu tun gehabt habe. Hätten ihre Dolche solche Griffe, wäre es meinen Augen sicherlich nicht entgangen.“

„Vielleicht aber doch“, hatte Cu da seine Zweifel.

„Nein, meinen Augen entgeht so gut wie nichts. Außerdem sehe ich keinen Grund, weshalb sich einer von ihnen ohne unser Wissen hier herumtreiben sollte.“

„Ich glaube, Duchlainar hat recht“, sagte Acco. „Ich kenne die Mediomatriker zwar nicht so gut wie er und kann daher auch keineswegs beurteilen, ob der Dolch zu ihnen gehört, aber ihr Volk ist mit dem unseren gut befreundet. Deshalb kann ich mir ebenfalls schlecht vorstellen, warum einer von ihnen heimlich vor den Toren unseres Dorfes herumschleichen sollte.“

„Wir führen mit den Mediomatrikern einen regen Handel, sie sind uns daher jederzeit willkommen. Somit besteht für sie nun wirklich kein Anlaß, unbemerkt hier herumzustreifen.“

„Klingt einleuchtend“, stimmte Cu jetzt Duchlainar zu. Und Brennain Macmagach nickte mit dem Kopf, die Worte seiner Stammeskameraden hatten ihn überzeugt.

„Hinzu kommt“, fuhr Duchlainar Duhrigan fort, „daß sie das letzte Mal kurz vor dem Embolcfest bei uns waren. Und vorausgesetzt, es gäbe tatsächlich eine solche Waffe unter ihnen, die jemandem abhanden gekommen wäre, so müßten bereits Verwitterungserscheinungen an ihr zu erkennen sein. Das Fest liegt schon viele, viele Nächte zurück, es hat zwischenzeitlich geschneit und etliche Male geregnet, aber nicht das geringste ist dem Dolch davon anzumerken.“

„Da der Dolch also keinem der Unseren gehört und auch keinem Mediomatriker ... wem denn dann?“

Acco zuckte mit den Schultern. „Ich weiß es nicht, Bruder.“

„Da es keiner von uns weiß“, tönte Brennains Baßstimme, „laßt uns den Druiden fragen. Cuchulain Macdatho ist Weise und weiß bestimmt eine zufriedenstellende Antwort.“

Dieser Vorschlag stieß auf einhellige Zustimmung. Und so wandte man sich nun dem Grund des Hierseins zu, nämlich dem Zusammentreiben des Viehs.

Die vier Männer trennten sich. Aus verschiedenen Richtungen begannen sie, das Vieh zu einer Herde zusammenzutreiben. Da Acco Bhannatach bereits einen erheblichen Teil der Rinder, Pferde und Schafe beisammen hatte, dauerte es nicht mehr lange, bis die Herde vollzählig war.

Sie wurde dann in Richtung des Dorfes getrieben.

\*

Die Luconen hatten sich nach einem ihrer Götter benannt. Luc war der Gott aller erfolgsorientierten menschlichen Unternehmungen. Ihn verehrten sie am meisten. Ebenso benannten sie ihr Dorf nach diesem Gott, das den Namen Lucnaciadunum trug. Lucnacia war ein Fest, welches Luc zu Ehren abgehalten wurde, und Dunum war die Bezeichnung für die Befestigung des Dorfes. Denn um das Dorf hatte man eine im Oval angelegte Schutzmauer mit einem hölzernen Rundgang errichtet. Für diese Schutzmauer waren auf dem Boden gerade dicke Balken aus einem Stück der Länge nach nebeneinander in einem Abstand von ungefähr einem halben Schritt angelegt worden. Die vierkantigen Hölzer wurden inwendig verklammert und mit Erdreich bedeckt, in der Front aber die Abstände zwischen den Balken mit Steinen aufgefüllt. Auf diese erste gelegte und verbundene Schicht kam eine zweite Lage Balken mit dem gleichen Abstand, und zwar so, daß nicht Balken auf Balken traf, sondern jedes dieser Kanthölzer von einem Steinlager in demselben Zwischenraum fest zusammengehalten wurde. So fügte man Lage für Lage das ganze Werk zusammen, bis die Mauer ihre verlangte Höhe erreicht hatte.

In Lucnaciadunum lebten ungefähr eintausend Menschen. Das Dorf hatte vier Eingänge, die durch Tore in der Schutzmauer geöffnet und verriegelt werden konnten. Auf der Westseite des Dorfes floß längs in seinem Inneren ein Bach nahe an der Befestigung entlang, der den Bewohnern zur Wasserversorgung diente und von ihnen liebevoll ‘Quell des Erquickens’ genannt wurde. Über diesen Bach führte ein Steg zum



Westtor. Verließ einer der Einwohner das Dorf durch das West-, Süd- oder Osttor, so führte ihn jeweils ein Weg über den Acker in die Wälder. Durch das Nordtor jedoch gelangte man auf das leicht hügelige Weideland, über das ebenfalls ein Weg führte. Er reichte bis in die bergige Waldlandschaft hinein. Dort entsprang auch der Bach aus seiner Quelle, der von Norden her unter der Dorfbefestigung durch eine eigens dafür hergerichtete Öffnung floß. Auf der Südseite verließ das Wasser des 'Quell des Erquickens' durch eine ebensolche Öffnung unter der Mauer das Dorf, bahnte sich seinen Lauf durch die Äcker und ein Stück des daran anschließenden Waldes, um sich dann einem seichten Abhang hinunterschlingend in einem Fluß zu ergießen.

Am Nordtor des Dorfes herrschte reger Betrieb. Zahlreiche Einwohner gingen hier ein und aus. Sofort nach Auflösen des Unwetters hatten sie mit den Vorbereitungen für das anstehende Fest begonnen, das nach dem Kalender der Luconen den Sommer mit Beginn des Maies einleitete. Es war das zweite von vier wichtigen religiösen Ereignissen, die im Jahr gefeiert wurden.

Das Belenocfest war mit der Fruchtbarkeit verknüpft und unterstand dem Gott Belenoc. Vor allem galt dieses Fest der frischen Saat auf den Äckern und dem Vieh auf den Weiden. Doch der Vorabend dieses Festes war gefährlich und beunruhigend; es konnte sich in dieser letzten Frühlingsnacht das Glück wenden und das Vieh verhext werden - wenn nicht der Druide des Dorfes den Gott Belenoc mittels Gaben und Gesänge gnädig stimmte. Aus diesem Grund weilte Cuchulain Macdatho mit vielen Stammesangehörigen auf der Weide vor dem Nordtor. Er steckte in einem weißen Gewand und war von mittelgroßer Gestalt. Sein Gesicht zierte ein langer grauer Bart. Grau war auch sein Haar auf dem Haupt. Und inmitten dieser grauen Haarpracht glänzte auf der Schädeldecke eine kleine Glatze wie ein Stück poliertes Leder. Cuchulain Macdathos Alter betrug an die siebenzig Jahre, und er war noch äußerst rüstig. Einen Zweikampf mit einem jüngeren Krieger war er zwar nicht mehr gewachsen, doch mit dem Schwert konnte er noch jedem energischen Widerstand leisten. Aber als Priester trug er keine solche Waffe bei sich. Cuchulain war bei seinem Stamm sehr angesehen und genoß den Respekt, der ihm entgegengebracht wurde. Er war nicht nur der Priester, verantwortlich für alles Religiöse, sondern auch der Gesetzgeber der Luconen. Ihm wurde außer eine Menge Lebenserfahrung viel Weisheit zugeschrieben, die man ihm an den aussagekräftigen Falten, die zahlreich sein Antlitz beherrschten, auch

anzusehen glaubte. Seine listig funkelnden, leicht verwässerten Augen ließen zudem auf Klugheit und Tatkraft bei ihm schließen. Er schritt gerade auf einen Mann in einer Gruppe von Dorfbewohnern zu, die damit beschäftigt war, das aus den Wäldern geholte Eichen- und Eibenholz zu hohen Haufen aufzuschichten. Diese Holzhaufen sollten gegen Abend entzündet und das Vieh durch den schutzbringenden Rauch der heiligen Feuer getrieben werden.

„Glaubst du, daß das Holz bis zum Abend entflammbar sein wird?“ fragte er den Mann angesichts des heftigen Gewitterregens, der das Land für eine kurze Zeit unter Wasser setzte.

„Mach dir darum keine Sorgen, Druiden“, antwortete der Gefragte sicher lächelnd. Moreogan Tanachban war einer der fünfzehn Ackerbesitzer, die das Dorf mit Getreide versorgten. Er hatte liches Haar und eine schmale Nase über einem dafür um so breiteren Mund. Auf der Oberlippe wucherte ein dicker Schnauzbart. „Ich werde ein Feuer entfachen, wie du es selten in deinem Leben gesehen hast. Und wenn es noch so viele Male regnen sollte, wie du Finger an den Händen trägst.“

„So bin ich beruhigt und kann mich also ohne Sorge den Opfern und Belenos zuwenden.“

„Das kannst du, Druiden. Ich garantiere dir nicht nur ein herrliches Feuer, sondern auch prächtigen Rauch, der das Vieh ein Jahr lang vor Krankheiten und sonstigem Übel schützt.“

Nach diesen Worten wandte sich Cuchulain Macdatho von Moreogan Tanachban ab und schritt auf eine junge Eiche zu, die im Wald gefällt und in den Weideboden gegraben worden war. Sie blieb für die Zeit des Festes dort stehen und diente ausschließlich religiösen Zwecken. Die Eiche galt als heilig. Zugleich diente sie als Stätte zur Darbringung von Opfern. So hatten sich bereits vor dem wurzellosen Baum Bewohner des Dorfes zahlreich eingefunden, die geduldig darauf warteten, die mitgebrachten Opfern dem Druiden zu überreichen.

Der gab ihnen, als er die Eiche erreichte, das Zeichen, die ihm gebrachten Gaben abzulegen.

Frauen und Männer legten Backwaren, Schmuck und Kleidungsstücke auf das noch junge Gras und kehrten daraufhin ins Dorf zurück. Die Opfern dem Gott Belenos darzubieten, war alleinige Aufgabe des Druiden.

Unter der wurzellosen Eiche hatte man einige Opfersteine, die eine rechteckige Fläche besaßen, nebeneinander aufgestellt. Dahinter stand ein

sie überragendes Bildnis. Es stellte den Gott Belenoc dar und war kunstvoll aus bestem Eichenholz geschnitzt. Der Druide begann nun, die abgelegten Opfergaben einzusammeln, um sie dem zu huldigenden Gott auf den dafür vorgesehenen Opfersteinen vor dem Bildnis anzubieten. Nach und nach reihte er die Backwaren und Kleidungsstücke auf den Steinen auf, wobei er melodiös summt. Anschließend hängte er den Schmuck (Halsketten und -ringe, Fibeln sowie Armreifen und -bänder), Stück für Stück an die Zweige der Eiche. Und als er das letzte Schmuckstück in den Händen hielt, hörte er die Viehherde herannahen.

Rasch befestigte er es an einem dünnen Zweig und suchte erneut Moreogan Tanachban auf, der immer noch mit einer ganzen Reihe Leute damit beschäftigt war, die Haufen aus Eichen- und Eibenholz herzurichten.

„Wie weit seid ihr?“ erkundigte sich der Druide bei ihm. „In Kürze bricht der Abend herein, die beste Zeit, um das Vieh zu reinigen.“

„Wir sind bald fertig“, lautete die Antwort. „Es dauert nur noch ein kleines Weilchen bis auch der letzte Haufen bereit ist, entflammt zu werden, um den heiligen Rauch zur Reinigung des Viehs zu spenden.“

„Sind es auch sechsunddreißig?“

„Genau sechsunddreißig. Wie du es uns heute zu Beginn der aufgehenden Sonne aufgetragen hast. Ein Holzhaufen für fünfzig Stück Vieh also.“

Cuchulain Macdatho nickte zufrieden, sagte anerkennend: „Gute Arbeit, Moreogan Tanachban, wirklich gute Arbeit, die du mit deinen Leuten geleistet hast. Und wenn du noch ein Feuer fertigbringst, welches einen solchen Rauch entwickelt, wie du es mir versprochen hast -!“

„Das ist so gewiß, wie du von deiner Mutter geboren wurdest.“

„Gut. Sobald ihr eure Arbeit vollendet habt, gib den Duhrigans, den Bhannatachs und Macmagachs Bescheid, daß die Holzhaufen hergerichtet und ihre Söhne mit der Viehherde eingetroffen sind. Du kannst sie in ihren Häusern finden. Sie bereiten sich dort auf die Reinigungszeremonie vor.“

„Ich werde tun, was du mir gesagt hast“, nickte Moreogan Tanachban und nahm wieder die Arbeit auf.

Der Druide aber ging der herannahenden Viehherde entgegen.

Das Vieh blökte, muhte und wieherte aufgeregt, als ahnte es, was ihm bevorstand. Dennoch ließ es sich willig treiben.

Kurz vor der Herde blieb Cuchulain Macdatho stehen, hob beide Arme in die Lüfte und sprach laut einige rätselhaftige Worte zu den vordersten Tieren.

Die blieben daraufhin prompt stehen. Die hinteren stoppten ebenfalls ihren Lauf. Dann stand die ganze Herde.

Acco Bhannatach hatte den Druiden schon von weitem gesehen und lief zu ihm.

„Mögen die Götter dir gnädig gestimmt und uns allen wohlgesonnen sein“, begrüßte er Cuchulain Macdatho. „Ich brauche unbedingt deine Meinung.“

Der Angesprochene lächelte wohlwollend und legte seine Hände auf Accos Schultern. „Für dich bin ich zu jeder Zeit zu haben, du treuer Sohn unseres Stammes. Sprich! Was brennt dir denn unter den Nägeln deiner Finger? Und daß dir etwas unter den Fingernägeln brennt, sehe ich dir an.“

Acco zog den Dolch aus dem Gürtel und reichte ihn dem Druiden.

Der nahm ihn stirnrunzelnd entgegen und musterte ihn bedächtig, ohne daß irgendein Laut dabei über seine Lippen kam.

Cu gesellte sich indessen zu seinem Bruder und dem Druiden. Brennain Macmagach und Duchlainar Duhrgan aber blieben bei der Herde, um sie beisammenzuhalten.

Cuchulain Macdathos Miene verfinsterte sich ein wenig, sah erst Cu, dann Acco an und sagte: „Du hast diese Waffe, die als Griff einen Menschen mit erhobenen Händen darstellt, gefunden und willst nun von mir wissen, wer sie getragen hat und was dein Fund bedeutet.“

„Ganz recht“, bestätigte Acco. „Einem der Unseren gehört sie nicht.“

„Und keinem Mediomatriker, das haben wir bereits geklärt“, meldete sich Cu zu Wort.

„Ja“, nickte der Druide, „das stimmt, denn ... - Hm! Hm!“ und verfiel in Nachdenklichkeit.

„Soll dein Hm! Hm! heißen: du kannst etwas dazu sagen?“ fragte Acco voll ungeduldiger Neugierde. „Kennst du etwa den Dolch?“

„Nein, nicht direkt“, erwiderte der Druide gedämpfter Stimme.

„Was heißt das? Aus deinem Ton entnehme ich eine gewisse Sorge.“

„Diese Waffe habe ich zwar noch niemals gesehen ... aber eine ähnliche ist mir schon einmal zu Gesicht gekommen.“

„Und?“

„Es ist schon lange, lange her und schreckliche Erinnerungen sind damit verbunden.“

„Erzähl!“ drängelte Cu.

„Ich will es euch keineswegs verschweigen, ihr sollt es erfahren.“ Cuchulain Macdatho hüstelte einige Male, ehe er fortfuhr: „Wie gesagt, es

ist schon lange, lange her, und euer Vater war damals ein blutjunger Bursche, gerade im Begriff, ein von Tapferkeit und Mut besessener Krieger zu werden. Zu jener Zeit lebte unser Volk in der Nähe des großen Wassers, welches fern von hier in westlicher Richtung sich unendlich von Süden nach Norden und von seiner Küste aus genauso unendlich nach Westen erstreckt. So weit das menschliche Auge auch reicht, es sieht dort nichts als Wasser. ...”

„Was hat das mit dem Dolch zu tun?“ unterbrach Cu den Erzählenden.

„Nun sei nicht so von hastiger Ungeduld, du wirst es schon noch erfahren. Denn dieses unendliche Wasser trägt einen erheblichen Teil der Schuld am Unglück, welches über unser Volk kam und mit einem ähnlichen Dolch, wie dieser es hier ist und nun in meinen Händen liegt, im Zusammenhang steht“, lautete die Antwort des Druiden. - „Ihr habt von dem Bruder eures Vaters, von Munremur Bhannatach gehört?“

Die beiden Brüder nickten. „Haben wir.“

„Dachte es mir doch. Eigentlich schwor er damals, seinen Namen nie mehr in den Mund zu nehmen. Geschweige denn, laut auszusprechen. Daß er es dennoch tat, zeigt, wie lieb er ihn doch hatte und wohl auch heute noch haben wird.“

„Das mußst du uns schon näher erläutern“, meinte Acco. „Denn außer den Namen, wissen wir über unseren Onkel herzlich wenig. Vater hat ihn nur einige Male flüchtig erwähnt. Aber auch nur, weil wir danach fragten. Ansonsten schweigt er sich über ihn seit eh und je aus.“

Cu bestätigte die Worte seines Bruders.

„Also“, sprach der Druiden weiter, „das große Wasser mit seiner unendlichen Weite, von dem ich gerade erzählte, war zu jener Zeit, als unser Stamm in seiner Nähe lebte, ein besonderer Anziehungspunkt für einige unserer Stammesbrüder. Gewiß, es übte, ich will mich davon nicht ausschließen, einen rätselhaften Reiz auf viele von uns aus, denn keiner wußte, was jenseits dieses Wassers lag. Und fast ein jeder war begierig darauf, wissen zu wollen, ob dort unsere Welt endete oder ob dort ein fruchtbareres Land zu finden sei, als das, auf dem wir lebten. So wurden die tollsten Geschichten geboren, die besagten, daß dort ein Land läge, welches solch saftig grüne Weiden wachsen ließe, daß das Vieh auf ihnen zweimal so dick würde wie auf den unseren, und wer dort wohne, niemals mehr Hunger erleiden müsse. Und die Äcker wären dort so fruchtbar, daß Beeren und Getreidekörner groß wie eine Männerfaust würden. Andere Geschichten erzählten wiederum, am Ende des großen Wassers befände

sich ein riesiges Tor, welches der Eingang zu der Welt wäre, in der unsere verstorbenen Vorfahren ein paradiesisches Dasein führen und auf den Tag warten, an dem sie in einem anderen Leib wieder zurückkehren könnten. Und zu diesen einigen, die sich von dem großen Wasser in besonderem Maße angezogen fühlten, gehörte der Bruder eures Vaters. Einige Jahre älter als der, war er dem stets ein Vorbild. Euer Onkel Munremur war mit einigen anderen besessen von dem Gedanken, das Wasser zu überqueren. Sie konnten eine gehörige Schar Gleichgesinnte um sich sammeln. Durch talentiertes Zureden gewannen sie immer mehr für ihre Absichten. Und diese Schar wurde bald so groß, daß sie gut die Hälfte unseres Stammes ausmachte. Alle waren sie verrückt und verrückter danach geworden, das große Wasser zu überqueren, um jenseits davon ein neues, ein besseres Leben zu beginnen. Während Munremur Bhannatach die Reise über das große Wasser befürwortete und kräftig dafür warb, war euer Vater ein energischer Widersacher dieses Vorhabens. Dessen stetiges Bemühen, seinen älteren Bruder von diesem Gedanken abzubringen, erwies sich jedoch als rein vergebens. Munremur blieb beharrlich und versuchte mit allen Mitteln, den ganzen Stamm von der Idee zu überzeugen. Es gelang ihm sogar, einen solch starken Einfluß auf den Häuptling auszuüben, daß er ihn auf seine Seite ziehen konnte. Und eines Tages war es dann soweit: Eochaid Conaghain, unser Häuptling, gab den Befehl zum Aufbruch über das große Wasser. Es wurde damit begonnen, Fahrzeuge für die Überquerung zu bauen. Dieser Tag war auch der Tag, an dem sie sich entzweiten und zu Gegnern wurden, euer Vater und euer Onkel. Dieser Streit war sehr schmerzlich für beide. Denn sie waren die einzigen Überlebenden ihrer Familie, die von schweren Krankheiten heimgesucht und dahingerafft wurde. Doch keiner von beiden gab nach, verstockt blieb jeder bei seinem Standpunkt. Euer Onkel wollte unbedingt jenseits des großen Wassers ein besseres und bequemes Leben führen. Und euer Vater war strikt der Ansicht, auf dem Land, auf dem er geboren wurde, auch zu sterben. Und so wie euer Vater dachten nicht wenige. Darunter auch ich. Es wurden somit nicht nur die Bhannatachs entzweit, sondern unser Volk spaltete sich in zwei Lager. Leider gehörten inzwischen die einflußreichsten Männer zu der anderen Seite, zu der Seite, die das Land verlassen wollte. Selbst der Druide, dem ich damals unterstand.”

Cuchulain Macdatho machte eine kleine bedächtige Pause, wischte mit dem Handrücken sich den Mund und setzte seine Erzählung dann fort.

„Der Augenblick der Überfahrt, der endgültigen Teilung unseres Volkes rückte immer näher und stand kurz bevor. Da fanden drei unserer Männer bei der Jagd einen Dolch, dessen Griff eine menschliche Figur darstellte.“ - Erneut legte der Druide eine Sprechpause ein. Von den drängenden Blicken seiner beiden Zuhörer ließ er sich keineswegs nervös machen. In aller Ruhe betrachtete er noch einmal die Stichwaffe, ehe er weitersprach: „Nur daß diese keine erhobenen Hände trug. Und der Griff hatte in seiner angefertigten Weise eine sehr, sehr starke Ähnlichkeit mit diesem hier.“ - Cuchulain Macdatho hustete kräftig zweimal, aufkommende rauhe Luft zwang ihn dazu. - „Als man mit dem Dolch seinerzeit zu mir kam, befragte ich die Götter über diesen Fund, da jedem der Dolch unbekannt war und niemand wußte, zu welchen Menschen er gehörte. Die Antwort, die mir die Götter sandten, war schrecklich. Sie ließen mich wissen, daß schweres Unheil bevorstand, welches unser Volk nur gemeinsam in der Lage abzuwenden wäre. So versuchte ich daraufhin mit allen Mitteln meiner Rede- und Überzeugungskunst, den Teil des Stammes, der über das große Wasser setzen wollte, zum Zurückbleiben zu bewegen. Wobei mich euer Vater mit allen seinen zur Verfügung stehenden Kräften unterstützte. Er redete auf seinen Bruder ein, wie man auf einen Menschen nicht heftiger einreden kann. Warf sich vor ihm auf die Knie, bat und flehte ihn mit Tränen in den Augen an, zu bleiben. Doch so wie euer Onkel das Flehen und Bitten eures Vaters überheblich ignorierte, ignorierten auch die anderen meine Warnung. Hohnlachend sagte man mir ins Gesicht, ich hätte mir die Botschaft der Götter aus den Fingern gesogen, um die Überquerung des großen Wassers zu verhindern. Denn stünde wirklich ein Unglück bevor, so hätten es die Götter dem Druiden, und nicht mich, seinem Helfer, wissen lassen.“ Cuchulain Macdatho atmete einmal kräftig durch und seufzte leise: „Jaja! Alles Reden und Warnen war umsonst“, und fuhr dann lauter werdend fort: „So kam schließlich unabwendbar der Zeitpunkt, an dem sich unser Volk teilte. Keiner konnte es verhindern, keiner konnte sie aufhalten, das große Wasser zu überqueren. Euer Vater und euer Onkel trennten sich, ohne Abschied voneinander zu nehmen. Zurück blieben wir, die unserem Land treu bleiben wollten. Und ein halb verlassenes Dorf. Niemand von uns Zurückgebliebenen hat jemals einen von ihnen wiedergesehen oder erfahren, ob sie die andere Seite des Wassers erreichten oder nicht. - Aber die Teilung unseres Volkes war nur das eine Übel. Das andere sollte bald folgen. - Einige Nächte vergingen, die man voll Kummer über die vollzogene Teilung verbrachte. Dieser Kummer ließ

die Botschaft der Götter in den Hintergrund treten. Man dachte kaum noch daran, was sie uns mitgeteilt hatten. Das war zwar verständlich, sollte sich jedoch als ein schwerwiegender Fehler erweisen. Als die sechste Nacht dem Tage wich - ich erinnere mich noch genau daran - überkam mich ein Gefühl, welches mich in Schrecken versetzte. Die Sonne drang an jenem Tag kaum durch den verhangenen Himmel. Eine bedrohliche Atmosphäre breitete sich aus. Die Botschaft der Götter wurde mir deutlich ins Gedächtnis zurückgerufen. Und bald kam es mir so vor, als würde man sie mir ins Ohr schreien. - Ich machte mich auf den Weg zu eurem Vater, um ihm meine Gefühle mitzuteilen. Wollte ihn warnen vor dem bevorstehenden Unglück. Eilte durch unser halbverlassenes Dorf, vorbei an leerstehenden Häusern. Sah auch schon sein Haus, welches er nun allein bewohnte, da erscholl plötzlich aus allen Himmelsrichtungen ein fürchterliches Geschrei - Kriegsgeschrei! Wir wurden angegriffen! - Meine Glieder glaubten vor Schreck erlahmen zu wollen bei diesem Gedanken, denn wir waren auf diesen Angriff nicht im geringsten vorbereitet. Zudem hatte unser Dorf keine Befestigung. Nichts konnte den Feind also aufhalten. - Was dann geschah", wurde der Druide leiser, „war so furchtbar, daß ich es in Worten kaum wiedergeben kann", und verstummte. Seine Augen bekamen einen feuchten Glanz.

„Warum hat unser Vater nie etwas von allem erzählt?" wollte Acco wissen.

„Nicht nur euer Vater schweigt sich darüber aus. Auch alle anderen, die zu jener Zeit die Teilung unseres Volkes über sich ergehen lassen mußten und das Massaker überlebten. Es war das bisher traurigste Kapitel in der Geschichte unseres Stammes, woran ein jeder der Überlebenden nicht mehr denken mochte und wollte. Dieses traurige Ereignis sollte aus den Köpfen verschwinden."

„So etwas kann man nicht einfach vergessen", meinte Acco. „Und sollte man auch nicht."

„Da muß ich dir zwar recht geben, aber die Väter und Mütter wollten ihre Kinder mit diesem Geschehen einfach nicht belasten und ihre Köpfe freihalten für die Aufgaben der Zukunft."

„Ich verstehe nicht", sagte Cu, „warum das Dorf damals keine Befestigung hatte."

„Das ist leicht zu erklären. Dort wo wir damals lebten, gab es für uns keine ernsthaften Feinde. Wir hatten die benachbarten Stämme alle unter Kontrolle. Unser Stamm war zu jener Zeit so stark, daß keiner von ihnen



gewagt hätte, unser Dorf anzugreifen. Hätte es auch nur einer der Nachbarstämme versucht, er wäre von uns vernichtet worden. So gab es nur kleinere Auseinandersetzungen zwischen ihnen und uns, die eigentlich nur dazu dienten, die Kriegskunst nicht zu verlernen. Aus diesem Grund gab es keine Veranlassung, das Dorf zu befestigen, niemand dachte daran.”

„Bis zu dem Tag, an dem das Dorf angegriffen wurde. Offenbar hatten eure Feinde an diesem Tag die Furcht abgelegt.”

„Ganz so, wie du es sagst, Cu Bhannatach, war es nicht.”

„Ich nehme an”, sagte Acco, „der Feind hatte von der Teilung unseres Stammes erfahren und sah ihn dadurch so geschwächt, einen Angriff wagen, ohne dabei selbst vernichtet werden zu können. Er wollte sich die Chance, auf die er womöglich schon lange gewartet hatte, nicht entgehen lassen und die Gunst der Stunde nutzen.”

„Auch so, wie du es sagst, war es nicht ganz. Aber ihr sollt es sogleich erfahren, denn hier kommt nun der Dolch ins Spiel, den die drei Männer unseres Stammes fanden. - Wie ich bereits erwähnte, wußte niemand von uns, wem der Dolch mit dem menschenähnlichen Griff zuzuordnen war, da wir bei unseren Nachbarn Waffen mit solchen Griffen niemals gesehen hatten. Und mit allergrößter Wahrscheinlichkeit gehörte der Dolch auch keinen von ihnen. Diese Vermutung beruht darauf, weil die Angreifer nicht zu den benachbarten Stämmen gehörten ...” - „Und wer waren sie?” fiel Cu dem Druiden ins Wort.

„Das kann ich nicht sagen. Das kann überhaupt keiner sagen. Die Angreifer waren in einer solchen Übermacht, daß jede Gegenwehr sinnlos gewesen wäre. Der Feind brach über uns herein wie der Sturm im Herbst. Und wie der Sturm im Herbst die Blätter von den Bäumen holt, holten die Angreifer das Leben unserer Stammesangehörigen von dieser Welt. Ob Mann, ob Frau, ob Knabe oder Mädchen, ob Greis oder Greisin, die Waffen des Feindes machten vor niemandem Halt. Ihre Schwerter hielten eine blutige Ernte. Uns blieb nur die Flucht, wenn es Überlebende unseres Stammes geben sollte. Tapferkeit und Mut waren hier fehl am Platze. Wer sich für die Flucht zu feige vorkam und sich dem Feind entgegenwarf, trat sehr bald die Reise ins Jenseits zur Magh Mar, der großen Ebene an. Nur wenige konnten diesem Massaker entgehen. Euer Vater und ich führten die Flüchtenden an. Und es gelang uns, dem Feind zu entkommen. Doch wer er war und woher er kam, haben wir bis zum heutigen Tag nicht erfahren. Ich nehme an, daß es ein Stamm war, der sich auf Wanderschaft befand und ein neues Gebiet zum Niederlassen suchte. Unglücklicherweise kam er zu

einem Zeitpunkt in unser Land, zu dem wir durch die Teilung geschwächt wurden wie nie zuvor. Der Feind hatte das wohl beobachtet. Und unter welchen Umständen auch immer, ist ihm dabei der Dolch abhanden gekommen, den die Unseren dann bei der Jagd fanden.”

„Habt ihr denn nie versucht, herauszubekommen, wer euch angriff?“

„Dazu, Acco Bhannatach, hatten wir keine Gelegenheit. Unsere Flucht mußte äußerst flugs vonstatten gehen, sollte sie gelingen. Der Feind setzte uns Flüchtenden nach und konnte, dank unserer Besonnenheit, mit viel List abgeschüttelt werden. Doch dauerte das drei Tage. Und wie jeder sich wohl vorzustellen vermag, hatten wir nach diesen drei Tagen Flucht andere Sorgen, als festzustellen, vor wem wir die ganze Zeit davonrannten. Wir waren erschöpft und völlig ausgelaugt. Zudem quälten uns Hunger und Durst. Ein weiteres Problem, welches sich uns auftat, war: wir hatten zwar die Verfolger abgeschüttelt, befanden uns aber noch lange nicht in Sicherheit. Denn wir lagerten auf dem Gebiet der Herimeter, einer der ärgsten Gegner unter unseren Nachbarn. Dieser Stamm war zwar klein und unbedeutend, dafür aber wild und unberechenbar. Hätten die Herimeter gewußt, daß sich auf ihrem Land der klägliche Rest der Luconen befand, unser Schicksal endgültig besiegelt gewesen wäre. So konnten wir nur eine kleine Verschnaufpause einlegen und mußten unsere Flucht dann fortsetzen. Doch diesmal hatten wir Glück im Unglück, wie man so sagt, denn unbehelligt erreichten wir nach vielen, vielen Tagen und Nächten ein Land, das weitab von den Gebieten unserer einstigen Nachbarn lag. Dort konnten wir dann endlich Ruhe finden. Vorläufig zumindest. Dieses neue Land schien unbewohnt, da Auskundschaftungen darauf schließen ließen. Wir begannen, ein neues Dorf zu bauen und ein neues Leben zu führen. Aber lange war uns das neue Zuhause nicht gegönnt. Es vergingen ein Sommer und ein Winter, da stellte sich heraus, daß wir doch nicht die einzigen Bewohner dieses Landes waren und wurden vertrieben. Um einen Krieg zu führen, dazu waren wir noch zu schwach. Wir hätten unseren neuen Gegnern an Kampfkraft nichts Gleichwertiges entgegensetzen können. Außerdem hatten wir unser Dorf nur mit einer notdürftigen Palisadenbefestigung versehen, die sich als völlig unzureichend erwies. So mußten wir erneut weiterziehen. - Abermals ließen wir viele, viele Nächte hinter uns, ehe wir das Land erreichten, auf dem wir heute noch leben. Diesmal bekam das Dorf eine Befestigung, die jedem Angriff standhalten sollte. Wir hatten aus der Vergangenheit gelernt. Es stellte sich bald ein reicher Kindersegen ein, und das Volk der Luconen begann wieder zu

wachsen. Unter diesem anfänglichen Kinderreichtum, der sich unserem Volk bescherte, befandet auch ihr beiden euch. Euer Vater hatte geheiratet, und seine Gemahlin wünschte sich von ihm viele Kinder, die er ihr auch versprach zu schenken. - So, ich glaube, mehr brauche ich euch nicht zu erzählen", endete Cuchulain Macdatho mit seinem Rückblick, „denn das Wichtigste habe ich euch dargelegt, und alles Nachfolgende wißt ihr ja wohl.“

Die beiden Brüder nickten bejahend.

Der Druide blickte erneut auf den Dolch in seiner Hand, sagte besorgt mit ernster Miene: „Wenn das mal nicht ein schlechtes Omen ist!“

„Du meinst, es könnte ein Angriff wie damals bevorstehen?“ entgegnete Acco.

„Ja, vielleicht. Vielleicht ist es sogar der gleiche Feind. Die Ähnlichkeit beider Waffen ist zu groß.“

Stolz meinte Cu: „Unser Dorf ist gut befestigt und unser Stamm stark genug, einen Angriff abzuwehren. Wir werden die Angreifer schlagen und aus dem Land jagen. Genauso wie wir es vor drei Wintern mit den Hudatinern gemacht haben, die hier sesshaft werden wollten.“

Cuchulain Macdathos Gesicht nahm finstere Züge an, als er sagte: „Die Hudatiner sind ein kleines, übermütiges Völkchen, Cu Bhannatach, das darfst du nicht vergessen. Zwar ist der Stamm der Luconen in den letzten Jahren erstarkt und es sind viele junge Krieger herangewachsen, aber ob er stark genug für einen Gegner, wie er es damals war, ist, vermag ich zu bezweifeln. Noch längst haben wir nicht die Stärke erreicht wie zu Zeiten eines Munremur Bhannatachs und Eochaid Conaghains.“

„Du übersiehst, daß unser Dorf gegenüber früher jetzt befestigt ist.“

„Das schon“, erwiderte der Druide. „Will aber trotzdem hoffen, daß meine Ahnung mich täuscht.“ Und sich an Acco wendend sagte er: „Wenn ich zu Belenoc gebetet habe, er die ihm dargebrachten Opfergaben angenommen hat und gnädig gestimmt ist, werde ich ihn danach fragen, welche eine Bedeutung deinem Fund zukommt. Den Dolch werde ich deshalb solange bei mir halten, wenn du nichts dagegen hast.“

„Ich habe nichts dagegen. Halte ihn so lange, wie du es für nötig hältst.“

„Gut. Beim morgigen Feste bekommst du ihn zurück. Ich werde eine Versammlung einberufen lassen, um dann unserem Stamm mitzuteilen, was Belenoc mich wissen ließ. Erwähnt vorher niemandem von dem Fund! Sagt das auch euren beiden Freunden, mit denen ihr das Vieh

zusammengetrieben und sicherlich über den Dolch gesprochen habt. Denn ich will keinesfalls, daß irgendwelche Gerüchte aufkommen oder jemand unnötig in Schrecken versetzt wird. Kann ich mich darauf verlassen?"

Die beiden Brüder versprachen es.

„So, nun ist alles gesagt, und ich muß mich anderen Dingen zuwenden. Es wartet viel Arbeit auf mich.“ Der Druide wandte sich mit diesen Worten von den beiden Brüdern ab und schritt in Richtung Eiche davon.

Acco und Cu Bhannatach teilten Duchlainar Duhrgan und Brennain Macmagach mit, was der Druide ihnen erzählt und aufgetragen hatte. Dann warteten die vier Männer auf ihre Familienangehörigen, die sie nach einer Weile auch kommen sahen. Die nachlassende Wärme der Sonne und die stets merklich kühler werdende Luft kündigten die bevorstehende Abenddämmerung an. Bis zum völligen Sonnenuntergang mußte das Vieh gereinigt sein.

Und bald schon loderten die heiligen Feuer auf. Große, dichte Rauchwolken breiteten sich aus.

Nun begann man das Vieh lärmend durch den beißenden Qualm zu treiben ...

\*

Die Sonne leuchtete nur noch mit einem winzigen dunkelroten Zipfel über den Horizont. Ihr gänzlicher Untergang stand unmittelbar bevor. Dicke Wolken zogen am Himmel auf, um ihn zu bedecken. Es würde eine finstere Nacht werden.

Die heiligen Feuer waren erloschen, die zurückgebliebenen Haufen Asche aber innen noch heiß. Das Vieh befand sich verstreut auf den Weiden und hatte sich dort zur Ruhe gelegt. Nach seiner Reinigung hatte man es wieder sich selbst überlassen, denn nun war es ein Jahr lang vor allem Übel geschützt. Böse Geister konnten es jetzt nicht mehr verhexen, gegen Krankheiten war es widerstandsfähiger geworden und seine Fruchtbarkeit hatte sich erhöht. Hierzu hatte der Druide ein Erhebliches beigetragen, da er durch Gebete und Opfergaben den Gott Belenoc gnädig stimmte.

Cuchulain Macdatho befand sich jetzt allein auf der Weide vor dem Nordtor. Alle anderen waren ins Dorf zurückgekehrt. Er stand bei der Eiche vor den Opfersteinen und starrte das dahinter stehende Gottesbildnis an. Er

wartete auf Goidhirbur Sugradh, den Seher. Ein kleines Feuer erhellte die heilige Stätte ein wenig.

Goidhirbur Sugradh war ein Mann, der eines Tages in die Fußstapfen Cuchulain Macdathos treten sollte. Der Druiden hatte ihn dazu auserkoren, da er in ihm alle Eigenschaften vereinigt sah, ein würdiger Nachfolger zu werden.

Cuchulain Macdatho hatte den Dolch, dessen Griff einen Menschen mit erhobenen Händen darstellte, auf die Opfersteine vor dem Bildnis gelegt. Nachdem er seine Pflichten gegenüber dem Gott Belenoc erfüllt hatte, wollte er ihn bitten, Acco Bhannatachs Fund zu deuten. Dazu brauchte er aber Goidhirbur Sugradh. Der sollte aus einem Totenschädel die Zukunft lesen.

Als am Horizont der letzte Sonnenstrahl verschwand, wurde das Nordtor ein Stück geöffnet.

Ein Mann betrat das Weideland.

Er ging auf den Druiden zu. Es war Goidhirbur Sugradh, der Seher. In jeder Hand trug er einen menschlichen Totenschädel.

Goidhirbur Sugradh war Mitte vierzig, hager und, bis auf einen Schnauzbart, glattrasiert. Er besaß einen federnden Gang. Seine Bewegungen waren geschmeidig wie die einer Raubkatze. Mit seinen scharfen Augen fand er sich auch im Dunkeln gut zurecht. Beim Druiden angekommen, sagte er mit einer weichklingenden Stimme feierlich: „Ich bin bereit, o Priester, in die Zukunft zu sehen. Wollen wir beginnen?“

Der Angesprochene nickte stumm, ohne dabei das Bildnis aus den Augen zu lassen.

Goidhirbur Sugradh stellte den einen Schädel links und den anderen rechts vom Dolch ab, so daß dieser in der Mitte lag. Dann beträufelte er sie mit einem pflanzlichen Öl und rieb sie sorgfältig damit ein. Denn der Menschenkopf besaß für die Luconen eine empfindsame religiöse Bedeutung. Er war überhaupt einer ihrer heiligsten Sujets. Ihn betrachtete man als den Sitz der Seele und des Lebens, als die Substanz des Seins, wobei Unsterblichkeit und sogar Göttlichkeit anklangen. Daher maß man einem abgeschnittenen Kopf übernatürliche Kräfte zu und glaubte, daß er ein bestimmtes eigenes Leben wahrte und die Macht besaß, für den, der ihn sein Eigentum nennen konnte, bestimmte Wirkungen hervorzubringen. Und die beiden Menschenschädel, die Goidhirbur Sugradh soeben abgestellt hatte, waren sein Eigentum. Als man gegen die Hudatiner kämpfte, hatte er sie den besiegten Gegnern vom Körper genommen. Auch als künftiger

Nachfolger des Druiden mußte er wie jeder andere Krieger seines Stammes im Kampf geübt sein. Und als Seher maß er seinen Totenschädeln nun die Kraft zu, aus ihnen die Zukunft lesen zu können.

Goidhirbur Sugradh nahm nach dem Einreiben der beiden Schädel einen von ihnen in die Hand, kniete sich nieder, hielt ihn gegen das flackernde Licht des Feuers und sah in ihn hinein. Dies war für den Druiden das Zeichen, zum Gott Belenoc zu sprechen. Die Arme erhoben und dessen Bildnis anstarrend, sprach er zu ihm:

„O Belenoc, der du uns versprachest, einen reichen Vieh- und Getreidesegen zu bescheren; - o Belenoc, der du da mit den anderen Gottheiten im Himmel herrschest und wachest über die Magh Mar, wo es ist weit besser als auf dem Irdischen; - wo alle sind ohne Alter, Krankheit und Not; - wo ein jeder schön ist, vor allem die Frau, die dort lieblicher leuchtet als das zarteste Gänseblümchen am lichtesten Tage; - wo immer scheint die Sonne und nie aufhört die Amsel zu singen; - wo es niemandem gebricht an Speise und Trank, die dort wie durch Zauberei in Hülle und Fülle zu Gebote stehen; - o Belenoc, du Gebieter unter den Gebietern, nur dem Luc unterstehend; - o Belenoc, du herrlicher unter den Herrlichen, wie du mich erfreust mit deinem Antlitz, sage mir, worum ich dich allergnädigst bitte: - Welche Bedeutung hat der vor dir liegende Dolch, den ein treuer und mutiger Sohn unseres Stammes heute fand und als Griff einen Menschen mit erhobenen Händen zeigt, für unser Volk? Sage es mir mit dem wohltuenden Klang deiner Stimme. Mein Ohr ist bereit, sie zu empfangen. Und zeige dem Seher, der eines Tages mein Nachfolger sein wird, die Bilder der Zukunft; in dem Sitz der Seele lasse sie ihm erscheinen; - o Belenoc, du gütiger der Gütigen, du Herr unter den Herren, weise meine Bitte nicht von dir; erweise dich als freundlich gesonnen, indem du mein Erflehen erhörst wie ein Vater, der stets darauf Bedacht ist, seines Sohnes Leid zu mildern.“

Der Druide verschränkte die Arme, schloß die Augen und schwieg. Stille trat an der heiligen Stätte ein. Nur das Feuer knisterte, und leise rauschte der Nachtwind. Hin und wieder erklang aus weiter Ferne der Ruf eines Käuzchens.

Der Seher blickte stumm in die leeren Augenhöhlen des Totenschädels. Immer noch kniend, stellte er nach einer Weile den Schädel auf den Dolch und nahm den anderen zur Hand. Erneut sah er in leere Höhlen hinein, wo einst Augäpfel eines Menschen saßen. Dann verfinsterte sich sein Antlitz,

ein unheilvoller Hauch zog darüber. Und der Druide stand mit schweißnasser Stirn und zitternden Lippen vor dem Gottesbildnis.

Die Furchen in Cuchulain Macdathos Gesicht vertieften sich, er schien um Jahre zu altern.

Das Entsetzen war ihm anzusehen.

## 2

Der Festtag zu Ehren Belenocs war gekommen. Schon früh waren die Bewohner Lucnaciadunums erwacht. Auf den Wegen des Dorfes herrschte heute besonders reger Verkehr, denn alles war in freudiger Aufregung, da der Festtag mit Riten, Festschmaus, Jahrmarkt und anderen Vergnüglichkeiten bestritten wurde. Auch äußerlich war es den meisten Einwohnern Lucnaciadunums anzusehen, daß kein gewöhnlicher Tag anstand. Nicht daß man grundsätzlich anders angezogen war als sonst - aber besser. Man hatte das Beste angezogen, was im Hause aufzufinden war. Die Frauen hatten ihr langes Haar zu Zöpfen geflochten oder zu kunstvollen Frisuren aufgesteckt. Ihr Zierat bestand vorwiegend aus Halsreifen und Armbändern. Die eingenähten Glöckchen in den ausgefranst Säumen der Tuniken läuteten zart bei jedem Schritt. Über der Tunika trugen sie oft einen bunten Kittel mit hellem Streifen- oder Karomuster, der sorgfältig mit kunstvoller Silber- oder Goldstickerei verziert worden war. So manche Frau trug ein langes Kleid mit einem Dreiecksgewand darüber. Und nahezu jede war geschminkt: Bemalte Fingernägel, mit einem Kraut gerötete Wangen sowie mit Beerensaft nachgezogene Augenbrauen. Und gleichermaßen hatten natürlich auch die Männer ihre besten Kleidungsstücke angezogen: Schulterumhänge, Tuniken (die kürzer als die der Frauen waren), bestickte Blusen, Gürtel und lange Hosen. Häufig saß auf dem Haupt noch eine Mütze, geschmückt mit Anhängern oder Troddeln.

Im Zentrum des Dorfes lag ein freier Platz, der für verschiedenste Zwecke genutzt wurde. Unter anderem auch für Versammlungen. Und zu einer solchen hatte der Druide einberufen lassen. Jedoch sollte sie erst am späteren Nachmittag stattfinden, wofür Cuchulain Macdatho seine besonderen Gründe hatte. So war ein jeder schon gespannt darauf, was er ihnen mitteilen würde. Nur Acco und Cu Bhannatach, Duchlainar Duhrigan und Brennain Macmagach kannten den Zweck dieser Versammlung.

Zu dem Platz im Zentrum führten fast alle Wege des Dorfes, die vielfach von Gebäuden gesäumt wurden. Die Ställe, in denen das Vieh überwinterte, lagen am Rand der kleinen Ortschaft. Ebenso die Scheunen, in denen Futtermittel und Getreide lagerten. In Nähe dieser Gebäude wohnten auch die Familien, die im Besitz des Viehs oder für die Bestellung der Felder verantwortlich waren. Andere Familien hatten mit



handwerklichen Aufgaben zu tun, sammelten Harze oder Honig oder trieben Handel mit anderen Stämmen. Die handeltreibenden Familien trugen dazu bei, daß der Stamm zu Produkten gelangte, die selbst nicht hergestellt werden konnten oder im alltäglichen Leben unbekannt waren.

Gewohnt wurde in Gebäuden, die einem Blockhaus ähnelten. Sie waren dauerhaft und aus sorgfältig behauenen Baumstämmen errichtet. Ihre schrägen Dächer wurden mit Stroh gedeckt, und die Dachsparren durch Lederriemen gesichert. Den Eingang schützte in vielen Fällen ein kleines Schutzdach. Die Wohnungen bestanden vorwiegend aus einem einzigen Raum. In ihnen nahm der hölzerne Webstuhl einen wichtigen Platz ein. Seine Kettenfäden waren durch Gewichte beschwert. Für die ganze Familie wob dann üblicherweise eine Frau allein. Die Schlafstellen bestanden aus getrocknetem Lehm und wurden mit warmen Fellen bedeckt. An den Wänden hingen und standen Waffen, Gefäße, Kleidung und Werkzeuge, denn Schränke oder ähnliches Mobiliar gab es nicht. In der Mitte des Raumes befand sich ein Herd ohne Kamin. Der Rauch zog durch ein einfaches Loch im Dach ab. Über der Feuerstelle hing an einer Kette ein eiserner Kochkessel. Eine Handmühle aus Stein, betrieben mit einem am Dachsparren befestigten dünnen Stab, fehlte ebenfalls in keiner Wohnung. Da Stühle unbekannt waren, nahm man auf dem Boden auf Tierfellen oder geflochtenen Matten Platz. Der Tisch bestand aus Holzbrettern, der sich mit Hilfe einer Unterlage knapp über dem Boden abhob.

Neben diesen Wohnhäusern gab es noch Gebäude, die rein handwerklichen Zwecken dienten, wie zum Beispiel die Schmiede. Zudem waren hier und da zwischen den Wohnhäusern einige strohgedeckte Kegel zu sehen. Sie stellten die Backhäuser dar und waren in den Boden eingelassen, um sie vor Kälte zu schützen. Die Backhäuser konnten von jedermann benutzt werden, da es einen hauptberuflichen Bäcker nicht gab. Zunächst schürte man bei Benutzen dieser strohgedeckten Kegel das Feuer, welches in gewölbte Lehmöfen entzündet wurde. Über den Lehmöfen angebrachte Bretter sollten die Hitze und den Rauch zu einer Öffnung im Dach leiten. Sobald sich das Feuer legte, schob man den auf Tonplatten ausgelegten Teig ein. Nicht sogleich verzehrte Backwaren ließ man hart werden, um daraus später mit Wasser oder Milch eine Art Brei zu kochen.

Natürlich gab es auch Häuser, in denen die Sklaven ihre Unterkunft fanden, die entweder von den Händlern käuflich erworben worden waren oder noch von dem Kampf gegen die Hudatiner stammten. Sie mußten auf den Feldern helfen und andere niedere Arbeiten verrichten. Eine bestimmte

Anzahl Sklaven unterstand jedoch immer dem Stammeshäuptling und wurde von ihm für gewisse Dienste herangezogen. So auch heute, am Tage des Belenocfestes, wo der Häuptling eine ganze Reihe Gäste zu sich geladen hatte. Er besaß kein besonderes Haus, sondern wohnte wie alle anderen seines Stammes auch. Man hatte sich bei ihm auf Felle niedergelassen, wobei eine strikte Sitzordnung eingehalten wurde. Es wurde im Kreis um einige Tische herum gegessen, und rechts und links neben dem Häuptling befanden sich zwei Ehrenplätze, wo immer die willkommensten Gäste saßen. Dann erst kamen in einigem Abstand die Familienangehörigen des Häuptlings und die anderen Gäste. Alle wurden sie von Sklaven bedient. Die boten auf Tablett Essen und Trinken an; vor allem gebratenes Fleisch, Backwaren, Bier und Wein. Gegessen wurde mit den Fingern. Für ein schwieriges Stück Fleisch wurde auch schon einmal der Dolch benutzt. Ganze Keulen packte man mit beiden Händen und biß heißhungrig das Fleisch herunter. Während leidenschaftlich gegessen und getrunken wurde, geschmatzt und geschlürft, schlug der Barde die Leier und sang von tragischer Liebe und von Helden, die einst im Kampfe fielen.

Auch in anderen Heimen gab man sich mit Leidenschaft dem Essen und Trinken hin, als die Mittagszeit anbrach. Aus den Wohnhäusern entwichen die köstlichsten Bratendüfte, denen wohl kaum jemand widerstehen konnte. So wurde es auf den Wegen zu dieser Zeit leerer.

Nach dem festlichen Mittagsschmaus nahm der Betrieb im Dorfe dann wieder zu. Kinder schrien, kreischten, lachten und tollten umher. Frauen schwatzten geschäftig miteinander über die verschiedensten Sachen. Und die Männer keinesfalls minder. Sie prahlten häufig von begangenen Heldentaten und machten sich zu den Tapfersten und Stärksten unter der Sonne.

Jung wie alt, widmete man sich auch dem Spiel. Beliebt war das Fidchell. Es handelte sich hierbei um ein Brettspiel, welches ähnlich wie Schach, jedoch mit Pflöcken gespielt wurde. Das Lieblingsspiel der jüngeren Männer und der Knaben aber war das Hurley, ein hockeyähnliches Feldspiel. Es wurde mit einem kleinen, nicht ganz runden Ball gespielt, und der heutige Tag war hierzu gut geeignet. Warm schien die Sonne hernieder und ließ den Boden trocknen. So fanden auf dem Dorfplatz und auf der Weide vor dem Nordtor Hurleyspiele statt. Und an Zuschauern brauchten sich die Spieler keineswegs beklagen. Zahlreich hatten die sich versammelt, fuchtelten aufgeregt mit den Händen herum und feuerten lauthals ihre Mannschaft an.

Laut wurde es auch im Hause des Häuptlings. Dort hatte man sich von flüchtigen Bemerkungen zu wortreichen Streitereien verleiten lassen. Ein besonders heftiger Streit nahm aber zwischen dem Häuptling und einem seiner geladenen Gäste den Anfang. Und dieser Gast war kein anderer als Lhaingeal Bhannatach. Zwischen dem Familienoberhaupt der Bhannatachs und dem Häuptling bestand eine alte, bereits seit vielen Jahren andauernde Antipathie, die in der Regel bei solchen feierlichen Anlässen offen zum Ausbruch kam. Der Zorn hatte Lhaingeal Bhannatach schon befallen, als er zu Beginn des Festessens des Häuptlings ältesten Sohn sich auf einen der beiden Ehrenplätze setzen sah. Und als der Häuptling dann üppig gestikulierend, mit blumenreichen Worten unüberhörbar verlauten ließ, daß sein Sohn der Kühnste unter den jungen Luconen sei und deshalb nur ihm es zustünde, seine Nachfolgerschaft anzutreten, begann es in Lhaingeal Bhannatach zu kochen. Er empfand diese Äußerung als höchst unverschämt und arrogant und war der festen Überzeugung, daß nur seinem Sohn Acco diese Ehre gebührte. Hinzu kam, daß der zweite Ehrengast ein Schwiegersohn des Gastgebers war. Lhaingeal Bhannatach sah hierin eine Vetternwirtschaft ersten Grades. So konnte er sich angesichts dieser Umstände unmöglich beherrschen, sprang von seinem Platz auf und schrie mit drohender Faust dem Häuptling entgegen: „Ich kann dein selbstherrliches Gesäusel um deinen Sohn nicht mehr ertragen, Toih Sheahan! Ciaron, der älteste deiner Söhne, und einer deiner Ehrengäste! Daß ich nicht lache! Eine Frechheit ist das, weiter nichts!“

Der Häuptling setzte ein überhebliches Grinsen auf. In Toih Sheahan, ein Mann mit grobporigem Gesicht, kam innere Zufriedenheit auf, als er das Familienoberhaupt der Bhannatachs im Zorn sah. Noch nie hatte er diesen richtig ausstehen können und versuchte ihm eins auszuwischen, wo er nur konnte. Jeder Anlaß war ihm hierzu recht. Deshalb hatte er ihn auch zu sich geladen, denn er wußte, daß er seine Einladung schlecht ablehnen konnte. Zum Belenocfest war es nämlich eine Art Pflicht, der Einladung des Stammeshäuptlings zu folgen, und sie grundlos zu verweigern, wurde vom ganzen Stamm mit Verachtung gestraft. So hatte Toih Sheahan beschlossen, ihn dann vor all seinen anderen Gästen zu demütigen. Und er wußte, daß er dies konnte, wenn er seinen ältesten Sohn Ciaron als Ehrengast besonders hervorheben würde. Und nun hatte er erreicht, was er wollte: Lhaingeal Bhannatach, einer der angesehensten Familienoberhäupter, kochte vor Wut.

Die anderen Anwesenden hörten untereinander zu streiten auf, als der in Zorn Geratene weiterschrie: „Und eine ebensolche Frechheit ist die Besetzung des Ehrenplatzes zu deiner anderen Seite! Keiner von beiden ist so tapfer und mutig wie mein Sohn Acco! Und das weißt du, Toih Sheahan! Nur leugnest du es!”

Toih Sheahan gab seinen beiden Ehrengästen durch Blicke zu verstehen, ruhig sitzen zu bleiben, stand auf und machte besänftigende Handbewegungen. Er machte sie so deutlich, daß sie keinem entgehen konnten. „Lege deinen Zorn, Lhaingeal Bhannatach”, sprach er in einem ebenso besänftigenden Ton, wie er seine Hände bewegte. „Ich kann dich verstehen, sehr gut sogar. Aber die Gründe, die ich nannte, ließen mir keine andere Wahl, als meinen Sohn zum Ehrengast anlässlich des heutigen Festes zu bestimmen. Kaum anders liegen die Gründe bei meinem anderen Ehrengast. Und daß dieser ausgerechnet mein Schwiegersohn ist, entbindet mich genausowenig von meiner Pflicht wie im Falle meines Sohnes. Den tapfersten und mutigsten Krieger unter den Luconen gehört nun einmal die Ehre, zum Feste unseres Gottes Belenoc als besondere Gäste in das Haus des Häuptlings geladen zu werden. Ob es nun Freunde, Verwandte oder sogar engste Familienangehörige sind, spielt hierbei überhaupt keine Rolle. Die Ehrengäste werden nur hinsichtlich ihrer vollbrachten Taten des zurückliegenden Jahres vom Häuptling benannt. Sonst weiter zählt nichts. So will es unser Gesetz, welches weitaus älter ist, als mein verstorbener Urgroßvater in einigen Tagen werden würde, wäre er noch am leben. Und soll ich dieses Gesetz brechen, nur weil die, die diese Ehre heute verdient haben, mein eigen Fleisch und Blut und ein Verwandter von mir sind? Ehre gebührt, wem sie gebührt, schöne Gesichter dürfen darauf keinen Einfluß haben. Das ist meine Meinung und meine allerheiligste Pflicht. Und an dieses Gesetz werde ich mich halten, ob es mich nun ins rechte Licht rückt oder nicht. Und darum bitte ich dich jetzt gütigst vor allen hier Anwesenden: Unterdrücke deinen Neid und unterlasse deine Beleidigungen! Laß uns den Streit vergessen. Ich bin auch gerne dann bereit, bei meinen Ehrengästen um Vergebung für dich zu bitten. Und was mich anbetrifft, habe ich deine unbeherrschten Worte schon längst aus meinem Gedächtnis gestrichen. - Nun, was hast du dazu zu sagen?”

Lhaingeal Bhannatach bebte vor Zorn, sein Gesicht schien um Jahre zu altern. Mit Worten war er dem Häuptling unterlegen. Toih Sheahan hatte für alles eine passende Antwort parat - und keine schlechten! Er war klug und beherrschte die Rhetorik wie kaum ein anderer des Stammes. Nicht

einmal der Druide war redegewandter. Toih Sheahan konnte als ein Mann umschrieben werden, der es vorzüglich verstand, Leute und Vorteile auf seine Seite zu ziehen, und wenn diese Vorteile auch nur aus seinen eigenen Worten bestanden. Er, Lhaingeal Bhannatach, war dagegen ein Mann der Taten und weniger der Worte. Nach dieser Lebensauffassung hatte er auch seine Söhne erzogen. Er durchschaute stets als einer der wenigen die geschickt geredeten Worte des Häuptlings und hatte sich deswegen als einer seiner heftigsten Widersacher hervorgetan. Doch nur mit bloßen Worten war er Toih Sheahan noch nie beigegeben, genau wie jetzt. Lhaingeal bereute innerlich schon sein unbeherrschtes Verhalten und mußte sich eingestehen, völlig falsch vorgegangen zu sein. Anstatt seinem Unmut einfach nur laut Luft zu machen, hätte er lieber überlegt und argumentativ den Häuptling angreifen sollen. Aber was sollte er dagegen machen? Es lag nun einmal in seiner Natur, schnell aufzubrausen. Und schon erst recht, wenn Taten mehr herbeigeredet als durch körperlichen Einsatz vollbracht wurden. Und sein Sohn Acco war an Kühnheit den Ehrengästen des Häuptlings weit überlegen, da gab es für ihn kein Wenn und Aber. Nur verstand der Häuptling es, Taten durch Worte erst einmal entstehen und groß werden zu lassen. Und in Sachen Redegewandtheit hatte er Toih Sheahan kaum etwas entgegenzusetzen und wußte, daß er sich nun in der Klemme befand. Sollte er klein beigegeben und das Angebot des Häuptlings annehmen? Dies hätte allerdings zur Folge, daß sein Ansehen Schaden erlitt, denn Toih Sheahan bäte für ihn bei denen um Vergebung, denen er unterstellte, sie hätten die Ehrenplätze zu unrecht eingenommen. Andererseits, bei Nichtannahme des Angebotes, würde er vom Häuptling und den beiden Ehrengästen zum Kampf herausgefordert werden, da sie seine Äußerungen nicht ungesühnt verhalten lassen durften, wollten auch sie ihr Ansehen schadlos halten, und er hätte es mit drei Herausforderern zu tun. So schaute er kurz in die Runde und wirkte in diesem Moment ein wenig hilflos. Blicke waren auf ihn gerichtet, man erwartete von ihm eine Antwort. Lhaingeal sah es an den Gesichtern, daß der größte Teil der Anwesenden auf der anderen Seite stand. Wie in vielen anderen Fällen war es dem Häuptling auch diesmal wieder gelungen, die Mehrheit für sich zu gewinnen. Aber er entschloß sich, sein Ansehen keinesfalls aufs Spiel zu setzen. Lieber kämpfte er darum. Dabei würde er dann schon beweisen, daß die Ehrengäste zu unrecht auf ihren Plätzen saßen und könnte die Demütigung des Häuptlings an ihm persönlich vergelten.

Lhaingeal Bhannatach atmete tief durch, um beherrscher reden zu können. Er wollte gerade antworten, da wurde die Tür aufgestoßen, und ein Mann rief von draußen herein:

„Der Druide läßt zur Versammlung rufen!“

Die Anwesenden begannen bei Erklängen dieser Botschaft aufgeregt miteinander zu tuscheln. Ein jeder wartete bereits gespannt dieser Versammlung entgegen. Und Lhaingeal Bhannatach kam gar nicht mehr dazu, seine Antwort kundzutun. Denn der Häuptling sprach in einem Ton, der das Getuschel seiner Gäste übertönte: „Ihr tapferen Männer, die ich anlässlich des heutigen Festes zu mir geladen habe, hört noch, bevor ihr euch dem Ruf des Druiden hingebt, was ich zu sagen habe: Eine Antwort Lhaingeal Bhannatachs können wir aufgrund der nun anstehenden Zusammenkunft nicht mehr abwarten. Ich bitte daher jeden von euch herzlichst, sich nach Versammlungsende bei mir wieder einzufinden, damit wir alle hören können, was Lhaingeal Bhannatach, der mir stets ein willkommener Gast ist, zu sagen hat. Und ich bin überzeugt, daß er als weiser und kluger Mann seine Vorwürfe zurücknehmen wird. - So, und nun laßt uns zur vom Druiden einberufenen Versammlung gehen. Er wird uns sicherlich Wichtiges mitzuteilen haben.“

Des Häuptlings Gäste erhoben sich von ihren Sitzplätzen, um dem Aufruf des Druiden zu folgen. Lhaingeal Bhannatach aber hätte am liebsten jetzt noch seine Antwort dem Häuptling ins Gesicht geschrien, beherrschte sich jedoch, es nicht zu tun. Einen weiteren Fehler wollte er sich keinesfalls mehr leisten, denn Toih Sheahan lag mit seiner Argumentation bislang im Vorteil. Im Grunde konnte er sogar froh über diesen unvorhergesehenen Aufschub sein, in Ruhe alles noch einmal überdenken und sein weiteres Vorgehen planen, obschon die Antwort für ihn eigentlich unumstößlich feststand. So reihte er sich wortlos in die Aufbrechenden ein und verließ mit ihnen das Haus des Häuptlings.

Im Gedanken versunken, schritt Lhaingeal Bhannatach dem Ort der Zusammenkunft entgegen. Die an ihm vorbeieilenden Menschen bemerkte er kaum. Zu sehr beschäftigten ihn die Ereignisse, die sich im Heim des Häuptlings zugetragen hatten. Lhaingeal war ein kräftiger Mann, aber nicht ganz so hochgewachsen wie seine Söhne Acco und Cu, besaß blonde Haare und auf der Nase eine kleine Narbe. Doch als der Weg nach rechts abbog und er den Versammlungsplatz von weitem sah, auf dem sich bereits viele Menschen drängten, wurde er aus den Gedanken gerissen. Jemand sprach ihn an.

„Ach, du bist es“, sagte er und blickte dabei in das Gesicht seines Freundes Bilbur Duhrgan.

„Ja, ich bin es“, entgegnete dieser.

Die beiden Männer gingen nun ein Stück des Weges gemeinsam. Seit vielen Jahren waren sie eng befreundet.

„Deine Unbeherrschtheit hat dich wieder mal in eine verzwickte Lage gebracht“, meinte Bilbur. Als angesehenes Familienoberhaupt hatte auch er beim Häuptling unter den Gästen gesessen.

„Ich weiß“, brummte Lhaingeal, „aber ich konnte Toih Sheahans Schaumschlägerei einfach nicht mehr ertragen. Es mußte einfach aus mir heraus.“

„Du weißt, daß ich genauso über ihn denke wie du. Und du weißt auch, daß du dich im Ernstfall auf mich verlassen kannst.“

„Das weiß ich.“

„Und auch auf Macmagach, Dhatolster, Naibrenaih und Kannatan.“

„Auch das weiß ich. Und ich bin euch dafür dankbar.“

„So wirst du doch nachher nicht klein begeben, oder?“

„Wo denkst du hin!“

„Das will ich auch gemeint haben. Denn dann wärest du nicht mehr der Lhaingeal Bhannatach, den wir kennen und schätzen.“

„Es ist endlich an der Zeit, daß jemand Toih Sheahan das große Mundwerk stopft. Und ich werde es tun. Mit Worten ist er mir zwar überlegen, aber steht er mir mit dem Schwert, der Lanze oder nur mit den bloßen Fäusten gegenüber, so ist es um ihn geschehen. Und das gilt für seine ganze Sippschaft.“

„Ja, da hast du recht. Wir könnten einen neuen Häuptling gut brauchen. Es müßte ein Mann der körperlichen Taten sein. Genau wie du.“ Bilbur Duhrgan, der die sechzig Jahre vor kurzem überschritten hatte, seufzte. „Jaja. Aber offenbar ist die Mehrheit unseres Stammes da ganz anderer Meinung als wir. Sonst gelänge es ihm nicht immer wieder, sie auf seine Seite zu ziehen.“

„Vielleicht hat er einen Pakt mit den Göttern oder Geistern, daß ihm das immer wieder gelingt.“

Erneut stieß Bilbur Duhrgan einen Seufzer aus. „Wer weiß.“

Dann erreichten sie den Ort der Versammlung und trennten sich. Bilbur Duhrgan gesellte sich zu seinen Familienangehörigen, um gemeinsam mit ihnen dem Druiden zuzuhören. Ebenso Lhaingeal Bhannatach. Er versuchte, sich von dem Streit mit dem Häuptling nichts anmerken zu

lassen. Was ihm aber mißlang. Es war ihm der Ärger anzusehen, der in ihm fraß. Jedoch wagte keiner seiner Familie, ihn nach seinem Bedrücken zu fragen. Da gab auch schon der Druide der wartenden Menge das Zeichen, still zu sein. Und augenblicklich wurde es ruhig. Nur hier und dort war noch ein leises Flüstern oder Tuscheln zu hören.

Der Druide stand auf einem Podest, das kurz vorher für ihn aufgebaut worden war. So konnte er von allen gesehen und gehört werden. Sein Gesicht trug finstere, besorgte Züge, die jedem signalisierten, daß es hier um eine ernste Angelegenheit ging.

„O ihr tapferen Männer und ehrbaren Frauen!“ begann Cuchulain Macdatho mit der Ansprache. Aus dem Klang seiner Stimme ging die gleiche Besorgnis hervor, wie aus dem Ausdruck seines Gesichtes. „Ihr Söhne und Töchter der Luconen! Ihr Kinder des Luc! Heute ist der Festtag, der zu Ehren Belenocs abgehalten wird. Es ist ein Tag, an dem Freude, Vergnüglichkeiten und Herrlichkeiten seinen Ablauf bestimmen sollen. Ein Tag, an dem unser Volk sich nur ihm widmet, nur Belenoc allein. Am Vorabend wird er durch zahlreiche Opfergaben milde und freundlich gestimmt. Gebete eröffnen sein Herz, um uns die Fruchtbarkeit nicht zu verweigern, die für unser Vieh und die Ernte auf den Feldern unerlässlich ist. - Doch diesmal scheint alles anders zu sein. ...“

Bei den letzten Worten wurde es mucksmäuschenstill an dem Ort der Zusammenkunft, jegliches Geflüster und Getuschel verstummte.

„Aber bevor ich zum Kern der Sache komme, muß ich weit in die Geschichte unseres Stammes zurückgreifen, damit auch die wissen, was sie erwartet, die zu jener Zeit noch nicht geboren waren. Heute ist der Tag gekommen, wo die Vergangenheit nicht mehr verschwiegen werden kann und ein jeder, dem sie unbekannt ist, erfahren muß.“ Dann gab Cuchulain Macdatho einen geschichtlichen Rückblick, wie er es bereits bei Acco und Cu Bhannatach getan hatte. Und als er damit endete, rief er laut, da jetzt Unruhe unter den Versammelten aufkam: „Beruhigt euch und bewahrt einen klaren Kopf! Denn den wird euch die Zukunft abverlangen!“

Die Menschenmenge wurde wieder leiser.

Mit gut hörbarer Stimme fuhr der Druide fort: „Gestern abend, als alle Vorbereitungen für das heutige Fest abgeschlossen waren und die Sonne unserem Land ihr Licht entzog, ließ Belenoc dem Seher und mir eine Botschaft zukommen, die ich euch unter keinen Umständen verschweigen darf und kann.“



Cuchulain Macdatho hob den Dolch in die Höhe, dessen Griff einen Menschen mit erhobenen Händen darstellte, so daß die Versammelten ihn sehen konnten.

„Dieser Dolch sieht dem von damals sehr ähnlich. Mit einem solchen Dolch kam das Unglück über unseren Stamm. Wer es zu jener Zeit miterlebt hat, wird sich noch gut daran erinnern können.“

„Woher hast du ihn?“ wurde der Druide aus der Menge gefragt.

„Er wurde gefunden. Wie damals.“

„Wer?“ „Sag uns den Namen!“ „Wo hat man ihn gefunden?“ erhallten weitere Zurufe.

„Ein äußerst tapferer Mann unseres Stammes. Acco Bhannatach! Er fand ihn auf den Weiden vor unserem Dorfe.“

Ein Raunen ging durch die Menschenmenge. Lhaingeal Bhannatach aber zuckte bei dem Namen seines Sohnes zusammen und schaute ihn überrascht an. Doch der bemerkte den Blick seines Vaters nicht, vielleicht wollte er ihn auch nicht bemerken. Auf Lhaingeals Lippen lagen mehre Fragen, die er jedoch hinunterschluckte, da der Druide weitersprach.

„Als ich Belenoc anrief, ihn bat, mir Acco Bhannatachs Fund zu deuten, ertönten Worte und Geräusche in meinen Ohren. Worte von Habgier, Tod und Macht, Rachsucht und Vergeltung. Und zwischen all diesen Worten erklang immer wieder Kampfeslärm. Schwerter klirrten, Verletzte schrien, Sterbende verlangten nach ihren Angehörigen. Ich hörte wehklagende Mütter, die um ihre Kinder trauerten, und weinende Kinder, die verzweifelt nach ihren Müttern riefen. Dem Seher erschienen dazu die Bilder. In dem Schädel, aus dem er die Zukunft las, färbte es sich rot wie Blut. Er sah fremde Krieger, die die Unseren jagten wie Wild und dahinschlachteten wie Vieh. Lucnaciadunum stand in Flammen, brannte lichterloh. Überall tauchten diese Fremden ringsherum um unser Dorf auf. In einer Zahl, die ein Mensch kaum noch vermag zu zählen. Viele von ihnen trugen einen Dolch, wie ich ihn hier in der Hand halte und euch soeben gezeigt habe.“

Für einen Moment herrschte entsetztes Schweigen auf dem Versammlungsplatz, niemand sagte auch nur ein Wort. Keiner hatte annähernd mit einer solchen Mitteilung des Druiden gerechnet, der fortfuhr: „Aber nicht nur droht die Gefahr für unser Volk von außen. Nein, auch im Inneren lauert das Unheil. Wie damals wird sich unser Stamm entzweien. Zwietrachten werden ihn schwächen, anstatt geeint dem Feind entgegenzutreten.“ Cuchulain Macdatho senkte die Lider und sagte

kraftlos: „Mein Tod steht bevor. Feige werde ich von den Meinen hinterrücks gemordet werden. Doch konnte ich nicht die Stimme des Mörders und der Seher nicht sein Gesicht erkennen. Aber es steht unabwendbar fest. - Wäre es nur mein Tod, der unseren Stamm bedroht“, wurde seine Stimme wieder kräftiger, „so wäre ich gern bereit, zu sterben. Doch was die Zukunft uns bescheren wird, ist weitaus schlimmer. Erneut wird das Unglück über uns hereinbrechen, und abermals steht als Zeichen dafür ein uns unbekannter Dolch. - Geht nun in eure Häuser und sinnt über meine Worte nach. Stimmt die Götter und Geister gnädig, damit sie vielleicht doch noch das größte Unheil von uns abwenden. Ich werde die restliche Zeit, die mir in meinem irdischen Leben noch zur Verfügung steht, dazu nutzen, dem Herrscher aller Herrscher im Jenseits, dem über alles stehenden Luc, seinen Schutz abzubitten; wie es meine allerheiligste Pflicht als euer Priester ist. - Würde ich den Göttern unsagbaren Dank zuerteilen, hätte ich mich getäuscht und mit Schande überschüttet meinen hinterhältigen Tod verdient haben!“ schloß der Druide seine Ansprache.

Cuchulain Macdatho stieg vom Podest. Er verließ die Stätte der Versammlung. Der Seher, der unter den Zuhörern weilte, folgte ihm. Die Menschenmenge begann sich aufzulösen. Überall waren betroffene Gesichter zu sehen.

Nachdenklich gingen die Dorfbewohner ihres Weges.

\*

Im Heim des Häuptlings hatten sich die geladenen Gäste wieder eingefunden. Lhaingeal Bhannatach saß auf seinem alten Platz. In seinen Augen war so etwas wie Abwesenheit zu sehen. Cuchulain Macdathos Worte gingen ihm nicht aus dem Kopf, sie ließen ihm einfach keine Ruhe. Und warum hatte sein Sohn Acco ihm den Fund verschwiegen? Beim Abendessen mit der Familie würde er es hoffentlich erfahren.

Jemand stieß ihn an und holte ihn aus seinen Gedanken. Es war einer der Sklaven, der ihm etwas zu essen und zu trinken anbot.

Lhaingeal lehnte ab, ihm war jeglicher Appetit vergangen.

Dann erhob sich der Häuptling. Es wurde still im Raume. Gespannte Blicke fielen auf ihn und Lhaingeal Bhannatach.

„Also“, sprach Toih Sheahan, „da wir nun alle wieder vollzählig hier bei mir versammelt sind, können wir da fortfahren, wo wir aufgehört haben: nämlich bei einem sehr angesehenen und von mir geschätzten Gast, der

kein anderer als Lhaingeal Bhannatach ist.” Sich direkt an den Genannten wendend, sagte er in einem Ton, in dem eine erhebliche Portion Überheblichkeit und Schadenfreude lag, die er gar nicht zu verbergen versuchte: „Ich hoffe - Zeit zum Überlegen hast du ja genügend gehabt -, du wirst uns deine Antwort nun mitteilen. Mein an dir gemachtes Angebot zeigt meine Nachsichtigkeit dir gegenüber. Und ich bin mir sicher, daß du sie zu schätzen weißt.”

Lhaingeal Bhannatach wollte aufspringen und vor Wut losschreien, so wie es ganz seine Art war, doch Bilbur Duhrigans mahnender Blick traf ihn und brachte ihn zur Besinnung. Obwohl der Puls raste und seine Schläfen hämmerten, als bearbeite ein Schmied ein Stück Eisen, schaffte er es schließlich, einigermaßen ruhig zu wirken, als er sich von seinem Sitzplatz erhob und sagte: „Meine Antwort sollst du haben, Toih Sheahan. Doch möchte ich dich zuvor fragen, ob dir deine persönliche Genugtuung wichtiger ist, als das Wohl unseres Stammes?”

„Wie kommst du darauf? Jeder unseres Volkes und jeder der hier Anwesenden weiß, daß mir das Wohlergehen der Luconen über alles liegt”, lächelte der Häuptling selbstgefällig.

„Nun, mit der Ehrlichkeit deiner Worte scheint es mir aber nicht weit her zu sein!”

Des Häuptlings selbstgefälliges Lächeln verschwand. Seine Augen begannen zornig zu funkeln. Denn was ihm da soeben entgegengeworfen wurde, hieß praktisch nichts anderes, als daß er ein Lügner sei.

„Hüte deine Zunge, Lhaingeal Bhannatach!” knurrte er grimmig und versuchte dann wieder freundlicher zu klingen, als er sagte: „Dankst du mir so für meine Nachsichtigkeit dir gegenüber?”

„Was ich von deiner Nachsichtigkeit halte, wirst du gleich schon erfahren”, versuchte Lhaingeal kühl zu wirken. Daß es in seinem Inneren brodelte, konnte er immer noch nicht ganz verbergen. „Doch muß ich dich wiederum fragen, und alle hier Anwesenden werden mir da sicherlich zustimmen: Wenn dir das Wohlergehen unseres Volkes wirklich so am Herzen liegt, wie du es gerade behauptet hast und deine Worte ehrlich gemeint waren, warum beraten wir dann nicht, wie wir dem Unheil entgegentreten, welches der Druide voraussagte, um es vielleicht doch noch von uns abzuwenden? Schließlich hast du das damalige Leid selbst miterlebt und weißt, daß uns Schreckliches bevorsteht. Denn seit Cuchulain Macdatho Druide ist, hat niemand seine Worte bezweifeln können. Stets hat er uns den richtigen Weg gewiesen. Und was tust du! Anstatt

entsprechende Dinge in Angriff zu nehmen, hast du nichts anderes im Kopf, als meine vorhin gemachten Äußerungen!”

Nun ergriff Bilbur Duhrgan das Wort, um seinen Freund zu unterstützen, er sprach, sich dabei an alle richtend: „Lhaingeal Bhannatach hat vollkommen recht. Es gibt jetzt wirklich Wichtigeres, als Zwistigkeiten auszutragen. Die können auf später vertagt werden. Wir alle, die als Gäste zu unserem Häuptling geladen wurden, sind die angesehensten Familienoberhäupter unseres Stammes und viele haben das damalige Unglück am eigenen Leibe erfahren. Ich zumindest weiß sehr gut, was uns erwartet, würde sich ein solches Unglück wiederholen, woran eigentlich nach der Voraussage des Druiden, dem es möglich ist, mit den Göttern zu sprechen, kaum gezweifelt werden darf. Stets hat er uns gut beraten, und wir sollten seine Warnung nicht achtlos in den Wind schlagen, sondern uns auf das Bevorstehende gut vorbereiten, um den Schaden möglichst gering zu halten. Und wenn unser Häuptling es wirklich ernst mit seiner Fürsorge um unseren Stamm meint, so sollte er auf Lhaingeal Bhannatach hören. Noch hat er die Antwort nicht gegeben, und der Hader zwischen beiden kann verschoben werden. Verschoben auf einen Tag, an dem wir hoffentlich noch einmal der Langeweile frönen können ...” - „Schweig!” fauchte Toih Sheahan wütend und schnitt dem Redenden das Wort ab. „Jeder weiß, daß du ein guter Freund der Bhannatachs bist. Und deshalb hat dein eben Gesagtes überhaupt kein Gewicht. Denn das, was jetzt hier vor sich geht, ist nichts anderes als eine Verschwörung gegen mich. Und damit du es weißt, falls es deinem schwachen Hirn entschwunden sein sollte: Der Häuptling bin ich! Und immer noch bestimmt der über die militärischen Angelegenheiten! So war es, und so wird es auch in Zukunft bleiben! Wann also über Vorsichtsmaßnahmen gesprochen und beraten wird, liegt ganz allein in meiner Hand. Und danach hat sich ein jeder zu richten.” Sich an alle wendend, sprach er dann: „Und meine Meinung ist: Zu einer Beratung bleibt uns morgen noch Zeit genug. Lucnaciadunum ist durch den Schutzwall jederzeit gegen unverhoffte Angriffe bestens gewappnet und wird durch die Wachposten an den Toren rechtzeitig vor feindlichen Attacken gewarnt werden. Wir brauchen uns aus diesen Gründen keine überstürzten Sorgen machen. Es ist nicht der geringste Vergleich zu damals gegeben, wo unser Dorf ungeschützt inmitten einer offenen Landschaft lag. Unsere Situation ist heute also eine völlig andere.”

Zustimmendes Gemurmel war zu hören, die Meinung des Häuptlings wurde von den meisten geteilt. Eigentlich war dies keineswegs

verwunderlich, denn der größte Teil der geladenen Gäste gehörte zu Toih Sheahans engerem und weiterem Freundes- sowie Bekanntenkreis. Gestärkt durch diese Konstellation, konnte er also weiter seine Meinung kundtun, ohne sich ernsthaft in die Gefahr zu begeben, mehrheitlich überstimmt zu werden.

„Und so wie unter meiner Führung vor drei Sommern unser Land von den Hudatinern gesäubert wurde, die sich hier niederlassen wollten, so werde ich auch in Zukunft unser Land frei von anderen Eindringlingen halten. Cuchulain Macdathos Warnung nehme ich sehr wohl ernst, obzwar mir seine Worte ein wenig unwahrscheinlich erklangen. Denn wir wohnen so weit entfernt von der einstigen Heimat unseres Stammes, daß es mir unmöglich erscheint, daß sich etwas Derartiges wiederholen könnte. Im Vergleich zu damals haben wir - dank meiner klugen Politik - diesmal uns freundlich gesonnene Nachbarn; und dazu noch äußerst mächtige. Die Mediomatriker haben mehr Krieger, als unser Dorf Einwohner zählt. Ihr König Curus Ombrix ist ein sehr guter Freund von mir und wird uns im Kampf gegen erneute Eindringlinge seine Hilfe niemals verweigern, wenn ich ihn darum bitte. Er kann ebensowenig Eindringlinge dulden, wie wir sie dulden können. Wie ihr seht, sind meine Argumente stichhaltig und meine Gründe berechtigt, über die Worte des Druiden nicht sofort beraten zu lassen. Ich kann mich also Dingen zuwenden, die mir im Moment wichtiger erscheinen. Und Lhaingeal Bhannatachs Äußerungen gehören zu diesen mir im Moment wichtiger erscheinenden Dingen. Denn er hat mir etwas unterstellt, was mich zutiefst kränkt; und er hat meine beiden Ehrengäste beleidigt. Und dies muß erst aus der Welt geräumt werden. Meine Ehrengäste müssen sich wieder mit unbefleckter Ehre unter den Luconen sehen lassen können, wie ich natürlich auch. Keiner kann also bestreiten, daß ich nicht das Wohl unseres Stammes im Auge hätte. Und mit meinem nachsichtigen Angebot an Lhaingeal Bhannatach lasse ich mehr Milde walten, als ich ihm zugestehen muß. Daher fordere ich ihn jetzt noch einmal auf, mir endlich seine Antwort mitzuteilen!“

Wieder einmal hatte Toih Sheahan es geschafft! Wütend mußte Lhaingeal Bhannatach sich das eingestehen, denn die breite Zustimmung zugunsten des Stammesführers machte weiter seine Runde, unüberhörbar. Als er dann sah, wie der Häuptling sich setzte und mit einem überheblichen Lächeln an der mit Wein gefüllten Schale nippte, brach sein Temperament voll mit ihm durch. Lhaingeal verlor jegliche Beherrschung und schrie: „Auf deine Nachsicht und Milde, wie du das nennst, pfeife ich, Toih

Sheahan! Und wenn du dich und die beiden lächerlichen Figuren, die du als deine Ehrengäste preist, ihr euch durch die Wahrheit gekränkt, beleidigt oder was weiß ich fühlt, so müßt ihr eure beschmutzte Ehre, falls es eine solche überhaupt gibt, mittels eines Waffenganges zu reinigen versuchen! Sollte einer von euch den Mut aufbringen, nach einer Waffe zu greifen, laßt es mich wissen! Wann, wo und mit welchen Waffen gekämpft wird, überlaß ich euch! Ich bin in meinem Haus anzutreffen! Ich halte es nämlich in diesem stinkenden Stall hier nicht mehr länger aus!”

Wutschnaubend setzte er sich in Bewegung, um des Häuptlings Heim zu verlassen, wo man aufgeregter miteinander zu reden begann. Und Toih Sheahan schrie ihm zornig hinterher: „Deine Unverschämtheit wirst du büßen, Bhannatach! Bitter bereuen wirst du es! Diesmal hast du dein Maul zu voll genommen ...!” Dann betrat Lhaingéal das Freie und knallte die Tür hinter sich zu.

Stampfenden Schrittes eilte er die Wege entlang zu seinem Haus.

Den Rest des Festtages verbrachte Lhaingéal im Kreise seiner Familie. Sie brachte Verständnis für ihn auf und war ganz auf seiner Seite, als er von den Ereignissen im Hause des Häuptlings erzählte. Und er erfuhr nun auch, warum sein ältester Sohn Acco ihm den Dolchfund verschwiegen hatte und konnte ihm für seinen Grund nicht böse sein.

Ende der Leseprobe

- DvB -

Kenn Coulogh

Die Prophezeiung des Druiden

151 Seiten im PDF-Format